

Patricia Hickman

An stürmischen Ufern

Australien-Saga – Band 4



Über die Autorin:

Patricia Hickman widmet sich als Frau eines Pastors ganz dem Romanschreiben. Mit zwei Kindern lebt sie in Florida.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-026-6

Alle Rechte vorbehalten

© 1997 by Patricia Hickman

Originally published in English under the title *Beyond the Wild Shores* by Bethany House Publishers, a division of Baker Publishing Group, Grand Rapids, Michigan 49516, USA

© der deutschsprachigen Ausgabe

1998/2008 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH
35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Silvia Lutz

Umschlaggestaltung: Henri Oetjen, DesignStudio Lemgo

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Inhaltsverzeichnis

Teil eins – Der Herr behütet dich	7
1. Stürme des Herzens	9
2. Zwei Verehrer	25
3. Hogan, der Eroberer	44
4. Unerwartetes Picknick	65
5. Der geheimnisvolle Kapitän Gabriel	79
6. Das Gemeindefest	96
7. Begegnung im Mondschein	115
Teil zwei – Aus dem glühenden Ofen	137
8. Baileys Widerstand	139
9. Ein hoffnungsloser Junge	155
10. Besorgte Gebete	172
11. Im Haus des Gouverneurs	187
12. Krise auf Rose Hill	204
13. Vergebliche Suche	218
14. Baileys Nachfolger	229
Teil drei – Von Ewigkeit zu Ewigkeit	243
15. Die Entführer	245
16. Ehrliche Bekenntnisse	258
17. Der Schmelztiegel	275
18. Vorwarnung an Bligh	289
19. Der Rumaufstand	301
20. Hilfe in der Not	315
21. Ein Augenblick der Schwäche	324
22. Heimkehr	340
23. Um der Kolonie willen	353
24. Sonnenaufgang	375

Teil eins

Der Herr behütet dich

*„Der Herr behütet dich;
der Herr ist dein Schatten
über deiner rechten Hand.“*

Psalm 121,5

1. Stürme des Herzens

„Bete für mich, Laurie.“ Bailey Templeton warf einen letzten Blick in das alte Goldmedaillon, steckte es dann in ihr Täschchen und zog die Kordel zu. Das Medaillon mit dem Porträt war so abgegriffen, dass sie es nicht mehr um den Hals trug, aber sie liebte das winzige Bild ihrer jüngeren Schwester. Sie lehnte sich an die verwitterte Tür ihrer Kajüte an Bord der *Victoria* und ärgerte sich über ihre Seekrankheit. Sie hatte schon viele Schiffsreisen unternommen und war gern auf hoher See. Normalerweise gewöhnte sie sich ziemlich rasch an das Schaukeln. Es gab keinen Grund, warum es an diesem Juninachmittag im Jahr 1807 irgendwie anders sein sollte. Sie zwang ihre Gedanken, sich auf etwas anderes zu konzentrieren und beschloss, die Übelkeit allein durch ihre Willenskraft zu überwinden. Ihre Geschwister kamen ihr in den Sinn. Sie war erleichtert, dass sie nicht mit ansehen konnten, wie ihre ehrgeizige, abenteuerlustige Schwester bei dem leichten Seegang aschfahl im Gesicht wurde. Laurie würde bestimmt lachen. Aber sie fand vieles von dem, was ihre ältere Schwester tat, belustigend. Sie malte sich Laurie vor Augen – wie sie perfekt gekleidet für die Verabschiedung ihrer Schwester im Hafen gestanden hatte. Bailey war nie eine Frau gewesen, die sich den Kopf darüber zerbrochen hätte, was sie anziehen sollte. Aus diesem Grund hatten auch Laurie und ihre Mutter keine Ruhe gegeben, bis Baileys Reisetruhe mit neuer Garderobe fast überquoll. *Laurie, du und ich, wir sind so verschieden.* Sie rief sich ins Gedächtnis, wie Laurie und ihre Familie reagiert hatten, als sie ihnen von ihren Plänen erzählt hatte, in einer abgelegenen Kolonie fernab von jeder Zivilisation mitten in der Wildnis Kinder zu unterrichten – in einer Sträflingskolonie wohlgemerkt. Das besorgte Gesicht ihrer Mutter – die „Was-in-aller-Welt-tust-du-jetzt-schon-wieder?“-Miene, die sie immer auf-

setzte, wenn Bailey der Familie ihre Pläne verkündete – erzeugte immer noch ein unbehagliches Gefühl in der Magengegend. *Immer mit der Ruhe, Bailey.* Sie richtete sich gerade auf und atmete tief ein. Aber statt dadurch wieder einen klaren Kopf zu bekommen, pasierte genau das Gegenteil. Ihr Blick fiel auf das stürmische grüne Meer jenseits der Reling. Die Wellen stiegen erbarmungslos mit ihrer Seekrankheit an, der Gegenwind nahm an Geschwindigkeit zu. Bailey wollte in ihre Kajüte gehen, überlegte es sich dann aber plötzlich anders und eilte schnell zur Reling.

„Kann ich Ihnen helfen, Miss?“ Ein Matrose tauchte aus dem Nichts auf.

Mit der Hand über dem Mund schüttelte Bailey den Kopf. „Nein ... danke.“ Gereizt und unglücklich wandte sie sich ab. Schweißperlen standen ihr auf der Stirn. Sie erinnerte sich an die letzten Wochen, in denen sie Vorbereitungen für ihre Reise getroffen hatte, und stellte sich wieder das Gesicht jedes ihrer Familienmitglieder in Virginia vor. Sobald sie sich einmal dazu entschieden hatte, die Stelle als Lehrerin in Neu-Südwesten anzunehmen, war ihre Zuversicht wieder gewachsen. Die Herausforderung, in der Pionierschule zu unterrichten, hatte sie gereizt, und ihre ansteckende Freude und ihre praktischen Argumente hatten ihre Familie schließlich überzeugt. Es wäre aussichtslos gewesen, ihr dieses Unterfangen noch ausreden zu wollen. Aber jetzt dämpften doch eine gewisse Angst und Unsicherheit ihre Zuversicht. *Wenn du mich jetzt sehen könntest, würdest du mich nicht mehr für so tapfer halten, Laurie.* Sie umklammerte die Reling, gewann ihr Gleichgewicht zurück und hob das Gesicht. Dann schlug sie die dunkelbraunen Augen auf, die einen hellen kupferfarbenen Funken hatten, und sagte sich, dass sich die Seekrankheit und ihre Einsamkeit legen würden, sobald sie sich auf die Schule konzentrieren könnte.

„Miss?“

Bailey hatte nicht bemerkt, dass der Matrose immer noch neben ihr stand. „Entschuldigen Sie. Mir geht es wirklich gut ...“

„Ich sage es nicht gern, aber der Sturm, der sich von Backbord her zusammenbraut, ist nicht zu unterschätzen. Kapitän Gabriel hat alle Mann an Deck beordert. Sie sollten am besten in ihre Kajüte zurückgehen.“

Kein Wunder, dass ich seekrank bin. Ein rauer Wind zerrte an ihren langen rabenschwarzen Locken, die in ihrem Nacken hochgesteckt waren. Ihre Frisur löste sich auf, und die Haare wehten ihr um das Gesicht und die Schultern. Ohne auf ihre zerzausten Locken zu achten, drehte Bailey ihr Gesicht zur Backbordseite und betrachtete die dunklen Wolken, die sich dort zusammenbrauten und den blauen Himmel immer stärker verdunkelten. Die Sturmwolken sperrten wie eine verhängnisvolle dunkle Decke das Tageslicht aus und brachten in ihrem Gefolge stürmischen Wind und prasselnden Regen mit sich. Bailey bahnte sich ihren Weg über das schaukelnde Deck, bewegte sich vorsichtig durch den Türrahmen und gelangte schließlich sicher in ihre Kajüte. Mit einem Seufzen schob sie den Riegel vor die Kajütentür. Ihr Reisekleid aus türkisfarbener Wolle war für diese kleine, enge Kajüte zu warm. Also knöpfte sie das modisch geschneiderte Kleid auf, schlüpfte eilig heraus und räumte es in ihre dicht gepackte Truhe. Sie schüttelte den Kopf und fragte sich, wie sie je Verwendung für die vielen Kleidungsstücke finden sollte, die ihre Mutter und Schwester für sie eingepackt hatten. Sie hoffte, dass an einem so rauen Ort wie Sydney Cove niemand ihre modische Garderobe für angeberisch hielt. Aber sie hatte nie den Mut aufgebracht, mit Laurie über so etwas zu diskutieren, da sie sich nicht sicher war, ob ihre Schwester diese Bedenken je verstehen würde. Ungeduldig zog sie ein Spitzenkleid aus der Truhe und schlüpfte hinein. Dann setzte sie sich auf das wackelige Bett und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Bailey seufzte schwer und schloss die Augen. Seltsamerweise hatte sich die Übelkeit schon etwas gelegt.

Nachdem sie sich kurz ausgeruht hatte, stand Bailey wieder auf und beschloss, erneut einen Blick nach draußen zu werfen. Durch

die schmutzige Scheibe ihres winzigen Fensters sah sie, wie der Schiffsjunge über das Deck lief und die Dochte in den mit Walöl gefüllten Schiffslaternen anzündete. Mühsam zog sie den zerschissenen Vorhang zurück, um Licht in die schattenhafte Dunkelheit ihrer Kajüte zu lassen, dann ging sie wieder zu ihrem Bett und nahm ihre Bibel von einer kleinen Tischplatte. *Vielleicht lenkt es mich ab, wenn ich lese*, dachte sie. Aber das Schiff hob und senkte sich unaufhörlich. Sie seufzte missmutig, legte die Bibel zur Seite und ließ ihren schlanken, wohlgeformten weiblichen Körper auf die Matratze sinken. Als sie eine bequeme Stellung fand, versuchte sie erneut, sich zu entspannen. Plötzlich musste sie leise kichern, als der lose befestigte Tisch zuerst auf die eine und dann auf die andere Seite kippte und ihre Samttasche mit Inhalt über den dunklen Boden verstreute. Sie warf einen schnellen Blick durch das Fenster. Der Himmel strahlte gerade so viel Licht aus, dass sie das stürmische, brausende Meer sehen konnte. Es sah so aus, als stünde ihr eine lange unruhige Nacht bevor.

Sie beugte sich über das Bett, stopfte ihre Sachen schnell wieder in die Handtasche, zog die Kordel zu und lehnte sich anschließend wieder an die Wand zurück. Plötzlich fiel ihr Blick auf ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das hinter dem Tischbein versteckt lag. Bailey hob es auf, kratzte das Wachssiegel weg und öffnete den Brief. „Ein Brief von Laurie“, flüsterte sie. Ihre fein geformten Augenbrauen zogen sich fragend nach oben. „Sie hat mir heimlich eine Nachricht in die Tasche gesteckt ... diese kleine Taschendiebin!“ In Wirklichkeit war Laurie ihre größte Unterstützung bei ihrer Entscheidung gewesen, von zu Hause fortzugehen. Als Jüngste in der Familie hatte Laurie Bailey immer bewundert, auch wenn sie früher ihre Schwester manchmal als Konkurrenz betrachtet hatte. Aber sehr zu Baileys Freude hatten sie und Laurie, sobald sie etwas älter wurden, eine enge Beziehung zueinander entwickelt. Laurie zeigte ein außergewöhnliches Interesse daran, jede Einzelheit über die verschiedenen jungen Männer zu erfahren, die in den letzten

Jahren im Haus der Templetons ein- und ausgegangen waren – alle in der Hoffnung, Baileys Interesse zu erregen. Bailey hatte sie jedoch nie ernst genommen und den meisten von ihnen einen Korb gegeben, bis der Sohn eines Kaufmanns, Gavin Drummond, sich eines Tages vorgestellt hatte. Mit dem Segen ihres Vaters hatte Bailey mit dem gut aussehenden jungen Mann an einem Gemeindeausflug teilgenommen. Sie hatte sich jedoch in den Kopf gesetzt, eine gute Lehrerin zu werden und hielt es für nötig, auch bei ihm keine falschen Hoffnungen aufkommen zu lassen. Aber sein freundliches Wesen und sein schneller Witz hatten sie in seinen Bann gezogen, und es hatte nicht lange gedauert, bis sie sich in ihn verliebte. Binnen kürzester Zeit hatte Gavin ihr ganzes Denken bestimmt.

Mit einem Anflug von Unruhe und Schmerz erinnerte sie sich an den Tag, an dem sie ihm ihr Herz ausgeschüttet hatte. Sie hatte ihm erklärt, wie viel es ihr bedeute, Kinder zu unterrichten, und wie sehr sie es hasse zu kochen. Sie genieße den Blick im Gesicht eines Kindes, wenn unter ihrer Anleitung sein Verstand angeregt werde. Es reize sie unvorstellbar, einen ungebildeten Bauernjungen zu nehmen und aus ihm einen talentierten Schriftsteller zu machen. Das Staunen im Gesicht eines kleinen Mädchens zu sehen, wenn es ein Buch aufschlage und eine Welt entdecke, die ganz anders sei als ihre eigene, lasse ihr Herz schneller schlagen. „Ich kann später immer noch lernen, eine Tasse Tee aufzubrühen“, hatte sie ihm eifrig erklärt. „Aber wenn ich einem Kind die Mittel in die Hand geben kann, etwas zu lernen und Neues für sein Leben zu entdecken, kann ich damit vielleicht sogar das Gesicht einer ganzen Nation verändern.“ Sie hatte Gavin alle ihre Träume und Wünsche offenbart und würde seinen teilnahmslosen Blick und die arrogante Art, mit der er das alles als „unrealistische Kindheitsphantasien“ abtat, bestimmt nicht so schnell vergessen.

Bailey versuchte, die Erinnerung an jenen Tag aus ihrem Kopf zu verbannen. Als ihr das nicht so recht gelingen wollte, konzent-

rierte sie ihre Augen auf das Blatt Papier, das vor ihr lag. Sie lächelte. Lauries vertraute graziöse Handschrift vermittelte ihr das Gefühl, ihre Schwester sitze unmittelbar neben ihr. Der Brief begann:

Liebe Bailey, wenn Du diesen Brief liest, vermisse ich Dich bereits schmerzlich. Aber ich weiß, dass Du glücklich bist ...

Ein Lächeln huschte über Baileys volle rosige Lippen. Sie sog die Worte ihrer Schwester auf.

Du warst schon immer abenteuerlustig. Oh, ehe ich es vergesse: alle lassen liebe Grüße ausrichten – Vater, Mutter, Harry, Charles und Quinton ...

Bailey nickte, als grüße sie jedes einzelne lächelnde Gesicht – ihre Eltern und ihre spitzbübischen Brüder.

Aber es gibt etwas, das mich sehr bedrückt. Es fällt mir nicht leicht, mit Dir darüber zu sprechen. Es handelt sich um Gavin Drummond.

Laurie hatte sich nicht eingemischt, als Bailey die schwere Entscheidung getroffen hatte, Gavins Heiratsantrag abzulehnen. Aber Bailey war aufgefallen, dass sich eine gewisse Spannung in ihrem Gespräch ausgebreitet hatte, sobald dieses Thema angesprochen wurde. Sie seufzte innerlich und las nur widerwillig weiter.

Als Du Mr Drummond sagtest, dass Du Dein Studium nicht aufgeben würdest, um ihn zu heiraten, war er tief verletzt. Er vertraute sich mir an. Ich wusste nicht, welchen Rat ich ihm geben sollte. Ich erzählte ihm, dass ich Dich sehr achte, Bailey. Wie hätte ich auch anders reagieren sollen? Aber er war so deprimiert, dass ich eines Nachmittags bei ihm blieb, wäh-

rend Du an der Universität warst. Ich hatte gewiss nicht die Absicht, dass irgendetwas passieren würde –

Baileys Finger verkrampften sich um den Brief. Ihre Augen schossen in die Höhe. *Oh, Laurie!* Sie schüttelte entsetzt den Kopf. *Bitte ... nicht!* Sie zwang ihre Augen, wieder auf das Blatt Papier zu schauen, und las Lauries Geständnis mit aufgewühlten Gefühlen weiter:

Aber so schwer es mir auch fällt, ich muss Dir sagen, dass ich mich in Gavin verliebt habe. Ich war dagegen machtlos, Bailey. Wir haben vor, im nächsten Frühjahr zu heiraten. Du weißt, dass ich nie das zustandebringe, was Du in Deinem Leben beabsichtigst. Gavin ist alles, was ich brauche, alles, was ich je brauchen werde. Bitte sag, dass Du mich nicht hasst. Ich weiß, dass Du diesen Brief für einen feigen Weg halten musst, aber ich konnte es nicht ertragen, Dir offen ins Gesicht zu sagen, was mir allein schon beim Schreiben die Seele zerreißt. Wenn Du mir nicht vergeben kannst, kann ich ihn nicht heiraten. Eher sterbe ich. Bitte schreib mir bald Deine Antwort. Gavin sagt, auch er müsse wissen, was Du in dieser Frage empfindest. Er wird Dich immer lieben wie eine Schwester. Alles Liebe, Laurie.

„Dummkopf!“ Das Wort entfuhr Baileys Lippen, bevor sie es zurückhalten konnte. Ihr Gesicht lief puterrot an. Sie wusste nicht, auf wen sie zuerst wütend sein sollte – auf Gavin, auf Laurie oder auf sich selbst! Sie knirschte mit den Zähnen. Sie war wütend und verletzt. War nicht ihre Beziehung zu ihnen beiden immer tadellos gewesen? *Ehrlichkeit, Laurie, egal, wie weh sie tut. Ich war immer ehrlich zu dir.* Sie versuchte, sich an Lauries letzte Worte im Hafen zu erinnern, aber sie fielen ihr nicht mehr ein. Laurie hatte zwar nervös gewirkt, aber unter den gegebenen Umständen war Nervosität an diesem Tag nichts Ungewöhnliches gewesen. „Laurie ...

warum?“, flüsterte sie. Eine heiße Träne rollte über ihre Wange. Sie wirbelte herum, schleuderte den Brief auf den Boden und vergrub ihr Gesicht in dem modrig riechenden Kissen. Sie schämte sich und kam sich angesichts der Wut, die in ihrem Inneren brodelte, sehr egoistisch vor. *Du hättest Gavin haben können, Bailey Templeton, aber du hast dich für diese Schule entschieden! Es war deine Entscheidung. Ganz allein deine Entscheidung.*

Draußen heulte der Wind, und der Sturm ließ seine Wut erbarmungslos an dem Schiff aus. Aber Bailey bemerkte das Unwetter, das um sie herum tobte, nicht. In ihrem Inneren wütete ein ganz anderer Sturm aus Bitterkeit und Schmerz.

* * *

Bailey hievte ihre schwere Ledertasche auf das Deck. Die *Victoria* war im Morgengrauen vor Anker gegangen. Der kühle, frische Morgen belebte ihre Sinne und linderte irgendwie den Schmerz, der sie in den letzten Wochen an Bord des Schiffes gequält hatte. Sie drückte die Spitze ihres Stoffschuhs gegen die schwerfällige Tasche und versuchte, sie über das feuchte Deck zu schieben.

„Erlauben Sie, Miss“, rief eine tiefe Stimme.

Bailey hielt sich an der Kajütenwand fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und warf einen flüchtigen Blick in die Richtung, aus der die Stimme kam. „Ich komme schon zurecht. Danke.“

„Davon will ich nichts hören.“ Der uniformierte Herr trat auf sie zu. Sein Tonfall ließ vermuten, dass er niemand war, der sich etwas ausreden ließe. „Maat, schicken Sie Faulkner zu der Dame! Sorgen Sie dafür, dass ihre Taschen an Land gebracht werden!“

Mit einem resignierten Seufzen lächelte Bailey den Seemann freundlich an, der sofort herbeieilte, um dem Befehl des Offiziers zu gehorchen. „Wenigstens diese eine kann ich selbst tragen.“ Sie hob die leichtere Tasche auf. „Danke – Herr Kapitän, nicht wahr?“

„Gabriel, Miss. Kapitän Robert Gabriel.“ Der untersetzte Kapitän nahm die Mütze vom Kopf und fuhr mit den Fingern durch seine rotbraunen Locken.

Bailey nickte dem gut aussehenden Mann höflich zu und schaute dann zum Himmel hinauf. „Heute haben wir einen schöneren Tag. Das Wetter bessert sich.“ Sie streifte ihr graues Tuch glatt und legte es enger um ihre Schultern und Arme.

„Ich bin froh, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen“, gab Kapitän Gabriel zu. Um seine Augen und seinen Mund zogen sich leichte Falten, aber sie strahlten gleichzeitig Jugend und Reife aus. „Ich bleibe selbst für zwei Monate in Neu-Südwest, und ich muss gestehen, dass ich gern eine Landratte bin.“

„Lebt Ihre Familie in diesem Land?“

Gabriel schüttelte den Kopf. „Ich muss hier nur ein paar geschäftliche Dinge erledigen.“ Er schaute an Baileys Gesicht vorbei und trat langsam einen Schritt vor.

Trotz seines leichten Hinkens stellte Bailey fest, dass er eine starke Autorität ausstrahlte. „Ich hoffe, Sie genießen Ihren kurzen Aufenthalt, Sir.“ Mit einem letzten Nicken und einem höflichen Lächeln steuerte sie auf die Menschentraube zu, die gerade das Schiff verließ. „Ich werde Sydney Cove zu meiner neuen Heimat machen.“ Ihre Worte überraschten sie selbst. Sie fragte sich nach ihren Motiven und war sicher, dass sie gegen die Welt, die sie zurückließ, keinen Groll hegte. „Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Herr Kapitän“, verabschiedete sie sich höflich und strich die glänzenden schwarzen Locken, die ihr über den Rücken fielen, glatt, dann wies sie den Matrosen an, ihr auf den Kai zu folgen. Während sie sich ihren Weg durch den Hafen bahnte, in dem sich viele Menschen drängten, und mehrfach angerempelt wurde, wurde ihr bewusst, dass sie sich keinen einzigen Augenblick Zeit genommen hatte, um die Kulisse dieser Stadt auf sich wirken zu lassen. Abgesehen von den typischen Hafen- und Fischgerüchen sah sie manche Ähnlichkeit zwischen diesem Hafen und den Hä-

fen in Amerika, aber die Unterschiede waren deutlich größer. Das Gelände wirkte flacher. Die Gebäude waren keine stabilen Steinhäuser und vermittelten eher den provisorischen Eindruck von Baracken – ganz anders als das bodenständige, gediegene Aussehen der Wohnhäuser und Geschäfte, die in Williamsburg in die Höhe schossen. Viele der Siedler in Sydney Cove gaben ebenfalls ein ziemlich verwahrlostes Bild ab. Eine Welle des Mitleids durchflutete sie. Die Kinder der Kolonie, die durch die Straßen liefen, waren eine barfußige, zerlumpete Horde mit schmutziger Kleidung und rußverschmierten Gesichtern. Sie fürchtete, dass einige von ihnen keine Eltern hatten. Bailey blieb stehen, um ein Taschentuch aus ihrem Täschchen zu holen. Sie tupfte an ihre Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Geht es Ihnen gut, Miss Templeton?“

„Ja. Es ist nur – nun, die Kinder.“ Der Anblick der Kinder, die zerlumpt durch die Straßen liefen, rührte ihr Herz an.

„Nehmen Sie sich gut vor ihnen in Acht, Miss Templeton. Sie sind ein Haufen kleiner Diebe.“

Bailey dachte verwirrt über die Worte des Matrosen nach, versuchte aber, keine Verteidigungshaltung einzunehmen. Immerhin stand es ihr nicht zu, das Leben der Kinder zu beurteilen, weder in die eine noch in die andere Richtung. „Würde es Ihnen etwas ausmachen – ich brauche einen Wagen und einen Fahrer.“

„Wohin wollen Sie, Miss?“

„Ich soll mich bei einem Leutnant Frye im Regierungsgebäude melden. Man hat mir erklärt, dass das britische Militär die Kontrolle über die Siedlung habe – stimmt das?“

„Ja, das ist wahr. Ein schlimmeres Verbrecherpack finden Sie nirgendwo sonst auf Gottes ganzer Erde.“

Bailey biss sich auf die Lippe und wurde ungeduldig. *Anscheinend hat er über niemanden etwas Gutes zu sagen.* „Entschuldigen Sie, aber wie viel wissen Sie wirklich über Sydney Cove? Haben Sie je hier gelebt?“

„Nein. Ich weiß nur die Dinge, die wir Seeleute über alle Orte wissen. Wir hören sie voneinander.“

„Aber Gerüchte entsprechen nicht immer der Wahrheit. Hoffen wir ...“

„Es ist recht unwahrscheinlich, dass ich mich irre, Miss. Kein normaler Mensch hat vor, länger hierzubleiben. Es ist nur ein Gefängnis für die schlimmsten Verbrecher aus England, für die sie in London keinen Platz mehr hatten.“ Er betrachtete sie von Kopf bis Fuß. „Sie sagen, Sie planen, hierzubleiben?“

„Ja, das habe ich vor. Ich werde hier in der Schule unterrichten.“ Bailey ließ ihre Augen über den belebten Marktplatz wandern. Ihr gefiel seine Andeutung nicht, dass es eine falsche Entscheidung gewesen sei, hierherzukommen, aber sie sah keinen Sinn darin, mit diesem Mann darüber zu diskutieren.

Der Seemann zuckte mit den Achseln. Sein Gesicht verzog sich zu einer Miene bitterer Resignation. „Da vorne ist das Regierungsgebäude. Dort finden Sie die Leute, die Sie fragen müssen, wenn Sie etwas brauchen.“ Er tippte unwirsch an seine Mütze.

Bailey bemühte sich, ihre Verzweiflung zu unterdrücken. Sie hob ihren hellen Seidenrock und schritt auf das lange Gebäude zu, während der Matrose mit ihrer Truhe und ihrem Lederkoffer hinter ihr hertrötete. An der Holzveranda angekommen, blieb sie stehen und bedankte sich mit einer unüberhörbaren Endgültigkeit in der Stimme bei dem Mann.

„Dann viel Glück.“ Er stellte ihre Habseligkeiten ab, drehte sich auf dem Absatz um und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Froh, diesen pessimistischen Begleiter los zu sein, erkundigte sich Bailey bei einem Gefreiten der Marine, der trotz seines etwas unordentlichen Aussehens ein freundliches Gesicht hatte: „Entschuldigen Sie bitte. Ich suche Leutnant Frye. Kennen Sie ihn vielleicht?“

Der Gefreite spitzte die Lippen. Seine Brauen zogen sich mit

plötzlich gewecktem Interesse nach oben, was bei Bailey ein gewisses Unbehagen auslöste. „Ich kenne ihn, Miss. Sind Sie seine Freundin?“ Er beugte sich mit unübersehbarer Neugier zu ihr vor.

Sie wog ihre Antwort ab und entschied sich für Ehrlichkeit. „Nein. Aber er erwartet mich. Ich nehme an, das ist das Regierungsgebäude – nicht wahr?“

Der Gefreite grinste. „Ich führe Sie gern zu ihm, Miss ...“

„Danke, das ist nicht nötig.“ Sie drehte sich auf dem Absatz um, da sie sich mit diesem ungepflegten Mann auf kein längeres Gespräch einlassen wollte. Ihre Truhe und ihren Lederkoffer ließ sie stehen und ging, nur mit ihrem Handtäschchen und einer kleinen Tasche in der Hand, forschen Schrittes weiter. Sie ging durch den langen Gang im Inneren des Gebäudes und blieb kurz stehen, um ihren Rock glattzustreichen. Er war aus hellgrauer Seide, hatte einen Satinbesatz und graue, mit Seide überzogene Rosetten, die mit Quasten verziert waren. Wie sie vermutet hatte, zog ihre Kleidung mehr Blicke auf sich, als sie für eine Lehrerin in der neuen Kolonie für geraten hielt. Im Schulzimmer würde sie sich mehr wie die Frauen hier vor Ort kleiden, falls sie welche fände, die sie als Anhaltspunkt nehmen könnte.

Mehrere Gefreite schritten an ihr vorbei. Sie richtete absichtlich die Augen auf den Boden, drehte sich schnell um und ging in die entgegengesetzte Richtung weiter. Dabei wanderten ihre dunkelbraunen Augen über Sydney Coves Regierungssitz, in dem ein reges Treiben herrschte. Kleine Gruppen von Militärbeamten, Offizieren, Siedlern – hauptsächlich Männer – bewegten sich an ihr vorbei und unterhielten sich über England, die hohen Lebensmittelpreise und das Wetter. Bailey schlängelte sich an den Grüppchen vorbei, achtete sorgfältig darauf, dass ihr Blick gesenkt war, und spähte nur gelegentlich durch einen offenen Türrahmen. Der abstoßende Gestank nach Rum durchdrang die Luft, aber sie ließ sich ihr Unbehagen nicht anmerken. Im Gegenteil, ihr Wunsch, den Leutnant zu finden, verlieh ihren Schritten eine unüberseh-

bare Zielstrebigkeit, die sogar die gaffenden Männer dazu veranlasste, zur Seite zu treten und sie vorbeigehen zu lassen.

Bailey hatte ihr selbstsicheres Auftreten von ihrem Vater, Fern Templeton, geerbt. Fern Templeton war ein Kaufmann, der von England nach Amerika ausgewandert war und in dem weiten, grenzenlosen, unberührten neuen Land eine chancenreiche Zukunft vorgefunden hatte. Er hatte sein ganzes Vermögen als englischer Kerzenmacher genommen und war nach Virginia ausgewandert, wo er sich in Williamsburg einen kleinen Laden kaufte und mit Kurzwaren handelte. Sein Geschäft florierte, und es dauerte nicht lange, bis er zwei Angestellte beschäftigte und sogar im hinteren Teil des Ladens einen Schneider einstellte. Er erzählte oft von den schlaun Methoden, mit denen er in den ersten Tagen Kunden anlockte.

Bailey erinnerte sich gern an seine persönliche Geschichte vom Tellerwäscher zum reichen Mann: „Ich war schon frühmorgens auf den Straßen von Williamsburg unterwegs, beide Arme mit Stößen von Papier beladen. Ich ließ den Laden nicht aus den Augen und eilte auf das Geschäft zu. Eines Tages fragte mich jemand, ob ich glaube, das Gebäude stehe in Flammen. ‚Nein‘, sagte ich. ‚Ich habe nur so viel Arbeit zu erledigen.‘“ Bald hatte sich der Ruf des erfolgreichen Geschäftsmannes in ganz Williamsburg herumgesprochen, und es dauerte nicht lange, bis die Kunden in langen Schlangen vor Templetons Kurzwarengeschäft anstanden, um bei ihm ihre Waren zu kaufen und das kostenlose Brot zu probieren. Bailey hatte das bestimmende Auftreten ihres Vaters immer bewundert und es sich ebenfalls angeeignet. Fern war oft stolz auf seine selbstsichere Tochter und ihre fachmännische Handhabung geschäftlicher Angelegenheiten. „Ihr kluger Kopf macht die Tatsache wett, dass sie nicht einmal eine Tasse Tee kochen kann, selbst wenn sie damit ihr Leben retten könnte!“ Aber obwohl er manchmal seine hübsche Tochter lobte, erinnerte er sie auch immer wieder daran, dass Stolz bei den Templetons keinen Platz habe. Während

ihre Brüder im Familienunternehmen als Verkäufer arbeiteten, hatte Bailey sich an den alten Mann gehalten, hatte ihn in der ganzen Stadt begleitet, seine Verhandlungen mit anderen Kaufleuten beobachtet und nachgeahmt. Diese Erfahrungen kämen ihr jetzt in Sydney Cove bestimmt zugute. Niemand wusste von dem Kloß in ihrem Hals oder der Unsicherheit, die in ihrem Magen kribbelte. *Davon braucht auch niemand etwas zu wissen*, beschloss sie.

Als sie eine Gruppe von fünf Marineoffizieren erblickte, die sich in einem kleinen Büro aufhielten, baute sie sich im Türrahmen auf. „Entschuldigen Sie bitte.“ Der Zigarrenrauch in der Luft drang an ihre Nase, aber da sie an derartige männlichen Belästigungen gewöhnt war, räusperte sie sich nur und warf dem Mann, der seiner Uniform zufolge der ranghöchste im Raum war, einen selbstsicheren Blick zu.

Der Offizier zog eine buschige Braue nach oben und trat auf sie zu. „Guten Tag. Können wir – kann ich Ihnen helfen?“

„Ich versuche, Leutnant Frye zu finden.“ Sie zog einen Brief aus ihrer Handtasche und reichte ihn dem Mann. „Samuel Frye.“

„Frye ist schon seit einem Monat fort – oder sind es bereits zwei?“ Der Leutnant drehte sich um und warf einen fragenden Blick auf seine Kollegen, die bestätigend nickten, ihre Augen jedoch nicht von der schönen jungen Frau abwandten.

„Fort?“ Das Wort hallte niederschmetternd in ihrem Kopf wider. Aber Bailey bewahrte ihre Haltung und ließ sich nicht so schnell entmutigen. „Mein Name ist Bailey Templeton. Ich bin die neue Lehrerin für die Schule in Sydney Cove.“

Mehrere Offiziere grinsten. Schließlich ergriff einer von ihnen das Wort. „Ich erinnere mich daran, dass Frye nach England schrieb und einen *Schullehrer* anforderte. Aber ein *Lehrer* sind Sie bestimmt nicht!“

Die Männer lachten über diese Bemerkung, doch Bailey weigerte sich, auf diese Anspielung einzugehen. „Wer hat den Verantwortungsbereich von Leutnant Frye übernommen? Oder bin ich hier an der falschen Adresse?“

Das Lachen legte sich, und der Leutnant wurde wieder ernster. „Sydney Cove ist kein Ort für feine Damen. Sie sollten am besten wieder Ihre Sachen packen und nach England zurückfahren, Miss Templeton.“

Bailey hörte den Ernst in seiner Stimme und zügelte ihre Worte, verlor aber nicht die Fassung. „Ich komme nicht aus England. Ich bin Amerikanerin. Und ich habe gewiss nicht die Absicht, postwendend nach Hause zurückzukehren.“

„Gibt es irgendwelche Probleme?“

Sofort drehten sich die Offiziere um und grüßten den Mann, der gerade das Zimmer betreten hatte – ein groß gewachsener Offizier und so kräftig gebaut, dass sein muskulöser Körper den ganzen Türrahmen ausfüllte. „Hauptmann Hogan. Nur ein kleiner Irrtum. Diese junge Dame sagt, sie sei die neue Lehrerin“, erklärte der Leutnant schnell die Situation.

„Oh?“ Der Hauptmann erwiderte Baileys hoffnungsvolle Miene mit einem nüchternen Blick. „Verstehe.“ Sein eckiges Kinn spannte sich sichtlich an.

Bailey betrachtete sein ungezähmtes, aber doch makelloses Gesicht. Er strahlte Stärke und Selbstbewusstsein aus. Der dunkle Schatten um sein Kinn verstärkte sein männliches Aussehen nur noch. Aber sie wollte sich von diesem Mann nicht einschüchtern lassen. „Herr Hauptmann.“ Sie begrüßte ihn mit einem leichten Nicken.

„Ich bedaure, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass ich bereits einen neuen Lehrer eingestellt habe. Ein Mr Bailey Templeton kommt noch in diesem Monat aus Amerika zu uns.“

Ein belustigtes Funkeln huschte über Baileys Gesicht. Sie warf den anderen Offizieren, die leise schmunzelten, einen vielsagenden Blick zu. „Ein *Mister* Bailey Templeton sagten Sie?“ Sie hob genüsslich das Kinn und faltete ihre Hände vor sich. Sie konnte sich im Stillen die Frage nicht verkneifen, ob ihr Professor aus England möglicherweise für diese Verwechslung verantwortlich sei.

Hauptmann Hogan schob den Papierstoß in seinen Händen zusammen. Mit seinen Gedanken war er offensichtlich anderswo. „Hmm?“

Mit unüberschbarer Ungeduld blickte er zu ihr auf. Eine Braue war fragend in die Höhe gezogen. „Wie bitte?“ Er schaute sie an, als sei er tief in Gedanken versunken gewesen. „Ja. Ein Mister Templeton wurde als neuer Schulmeister angestellt. Ich kam zu dem Schluss, dass ein Mann mit einer starken Hand die Probleme der Schule am besten lösen könne. Wenn Sie aufgrund unseres Verschuldens vergeblich eine weite Reise unternommen haben, werde ich dafür sorgen, dass Ihnen alle dadurch entstandenen Unkosten erstattet werden.“ Er nickte einem der untergebenen Offiziere mit dem Kopf zu. „Johnsassen, sorgen Sie dafür, dass Miss ...“

„Templeton. Miss Bailey Templeton“, lächelte Bailey genüsslich und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Natürlich, Miss Temple –“

Als sie den Schock in seinen Augen sah, atmete Bailey tief ein und streckte ihm die Hand entgegen. „Herr Hauptmann. Ich bin Ihr neuer Schulmeister, Ihre Lehrerin oder wie auch immer Sie mich nennen wollen. Ich bin Bailey Templeton.“